



Nachdem die Haut des Dirigenten Antoine Malå ordentlich zusammengefaltet im Ohrensessel der Künstlergarderobe der Berwaldhallen gefunden wird, wird die bereits pensionierte und etwas verbitterte ehemalige Direktorin der Riksmordkommissionen, Kerstin Armfelt, mit der Leitung der Untersuchung beauftragt. Das Justizministerium stellt ihr David Westerdahl, Komponist und ehemaliger Intendant verschiedener kultureller Institutionen, zur Seite. Er ist ein Wichtigtuer und nicht bekennender Alkoholiker – zwei Züge, die Kerstin Armfelt zutiefst verabscheut.

Bald findet sich das unpassende Duo in einer Welt aus Verrat, politischer Verschwörungen, musikalischem Mystizismus und brutaler Gewalt wieder.

Die Verfolgung der Spuren führt sie durch Schweden, nach London und nach Russland.

Rache ist der rote und blutige Faden, der durch diesen Roman führt. Aber auch die Geheimnisse der Musik und die Frage, welche Kräfte dieser Kunstform zur Verfügung stehen.

Originaltitel: *Ond musik* © Frederik Österling, 2018

SEPTIME
suspense

© 2022, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Teresa Profanter
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagbild: © i-stock
Druck und Bindung: Florjančič tisk d.o.o.
Printed in the EU

ISBN: 978-3-99120-012-3

www.septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.instagram.com/septimeverlag

Fredrik Österling

MAESTRO

Roman

Aus dem Schwedischen von Charlotte Karlsson-Hager

**Lektorierte Fassung
vor letztem Korrekturlauf**

**ET: 12. September 2022
Bitte nicht vorher besprechen**



meiner Frau Kate Hearne

Prolog

Der Junge war fast drei Jahre alt. Er stand unten am Strand und warf Steine auf das Eis. Die dunklen, dünnen Locken flatterten und ringelten sich im Wind unter der Spiderman-Mütze. Die Fahrrinne lag ein Stück weiter draußen, sodass keine Gefahr bestand, er könnte ins Wasser fallen. Die Mutter saß einige Meter hinter ihrem Sohn auf einer Decke, trank Kaffee aus einem Thermobecher und war daher völlig entspannt. Und außerdem *sang* er. Ein sicheres Zeichen, dass sich der Kleine wohlfühlte und keinen Unsinn treiben würde. Unermüdlich warf er seine Steine aufs Eis und *sang*. Die Mutter verstand nicht viel von Musik. Aber sie wurde immer davon berührt. Sie war sich darüber bewusst, dass sie, was den Gesang ihres Sohnes betraf, wahrscheinlich voreingenommen war. Aber dennoch, ihr Sohn sang wirklich fantastisch. Das würde man rein objektiv und wissenschaftlich feststellen können, dachte sie und lächelte.

Sie hatte herausgefunden, dass es sie auf unterschiedlichste Art und Weise berührte, wenn er seine glockenreinen Töne und die dazu erfundenen Worte erklingen ließ. Eine Seite davon betraf die des stolzen *Elternteils*. Es rührte sie, dass es ihr eigener Sohn war, der so etwas Schönes zustande brachte. Eine andere Seite war die des *Publikums*. Als ein generell musikliebender Mensch hatte sie natürlich bestimmte Referenzrahmen. Sie konnte hören, dass ihr Sohn die Gabe hatte, wie einige ihrer Lieblingssänger zu klingen, inspiriert von der Musik, die oft aus den Lautsprechern oben im Haus ertönte. Es klang wie eine Kombination aus Soul und Oper, jedoch auf eine Art, wie sie es nie zuvor gehört hatte. Eine weitere Auswirkung seines Gesanges war, dass sie dabei völlig ihre Fassung verlieren konnte.

Wenn sie ihm zuhörte, verfiel sie manchmal in einen Zustand, bei dem alle ihre Gedanken und Gefühle den Körper verließen und sich ihr eine neue Welt eröffnete. Ein Platz, an dem ihre alltäglichen Sorgen sie nicht erreichten. Zumindest solange er nicht aufgehört hatte zu singen. Diese Art, die Musik zu erleben, war für sie ganz losgelöst von den anderen Arten. Von seiner Musik wurde sie auf eine Art überwältigt, wie keine andere Musik es vermochte. Sie hoffte, dass er diese Gabe, sie dermaßen berühren zu können, niemals verlieren würde. Dass er niemals in eine Form gepresst werden würde.

Der Maestro, Berwaldsaal, Donnerstag, 5. September

Der Berwaldsaal, die Heimstätte des Symphonieorchesters des Schwedischen Rundfunks, war leer. Das Publikum hatte schon vor längerer Zeit den Saal verlassen. Es war bereits ein paar Stunden her, dass die Solisten, der Konzertmeister und der Dirigent in der Dirigentenloge als Zeichen ihres Erfolges Champagner zu sich genommen hatten – inklusive einer wohl-durchdachten Anzahl an Nachfüllungen. Küsse auf die Wange. Eine Mischung aus ehrlich gemeinten Lobesworten und strategisch platzierten und speichelleckerischen Kommentaren.

Der Anlass für den Alkoholgenuss war eine triumphartig erfolgreiche Aufführung von Berlioz' Meisterwerk, der *Symphonie fantastique*. Die Symphonie in fünf Sätzen war im Anschluss an Ravels wunderschönen Liederzyklus *Shéhérazade* gespielt worden. Der begeisterte Applaus eines überwiegend grauhaarigen und weißhaarigen Publikums hatte kein Ende nehmen wollen. Jetzt lag der Saal im Halbdunkel und die rotgepolsterten Stühle in dem modernistischen Betontempel aus dem Jahr 1979 waren leer.

Die Bühnenarbeiter hatten die Bühne geräumt. Die Notenständer und Stühle hatte man für die morgigen Proben umgestellt. Ein paar vergessene Stimmen, die unordentlich auf den Notenständern einiger Ersatzmusiker herumgelegen waren, waren widerwillig von den gutfrisierten jüngeren Hilfskräften des schwer geprüften Orchesterinspizienten eingesammelt worden.

Es war der erste Abend des Festivals gewesen, mit Berlioz als zentralem Komponisten. Auf einer provisorischen Wand im Hintergrund leuchtete daher noch immer ein in Blautönen gehaltenes Porträt des Meisters. Mit strengem Blick und

einer Nase, die jeder stolzen königlichen Abstammungslinie zur Ehre gereicht hätte. Im Kontrollraum brannte noch eine Lampe, die einer der Rundfunkproduzenten vermutlich abzudrehen vergessen hatte.

Der Maestro fuhr sich mit den Händen durch seinen weltberühmten Haarschopf und seufzte tief.

Alone at last. Er saß allein in seiner Loge im Erdgeschoß, mit den Blumen und Geschenkflaschen als einziger Begleitung. Unter den Flaschen – bei den meisten handelte es sich um Rotweine aus Kalifornien, worüber der Maestro die Nase rümpfte – hatte er eine äußerst vielversprechende Flasche Calvados entdeckt, die sein Interesse geweckt hatte. Er schickte einen dankbaren Gedanken an den sonst nicht besonders umsichtigen oder mitdenkenden Vorstandsvorsitzenden Ragnar Gyllén.

Gyllén hatte sogar ein signiertes Foto, das am Hals der Flasche hing, hinterlassen. Es stellte aus rätselhaftem Grund den Chef persönlich dar, in herzlicher Umarmung mit Valerij Schaljapin, dem russischen Stardirigenten. Der Maestro fragte sich, ob er die Flasche versehentlich bekommen hatte, da Valerij das zweite Konzert des Festivals am folgenden Tag dirigieren sollte. Das würde ihn jedoch nicht davon abhalten, den Calvados zu probieren. Auf keinen Fall. Er nahm einen Stift und kritzelte einen langen, struppigen Bart auf Schaljapins Gesicht auf dem Foto. Außerdem bekam der Kollege auch noch ein Paar Hörner verpasst. Mit seiner anderen Hand führte er zielgenau das Glas mit der goldenen Flüssigkeit zum Mund.

Während der achtundvierzig Jahre seines Lebens hatte der Maestro im Berwaldsaal und bei den Radiosymphonikern mehrmals gastiert. Ein durchwegs ausgezeichnetes Orchester, wenn man ihn fragte. Aber so wie alle ausgezeichneten Orchester waren die Musiker auf Widerstand angewiesen, um

abzuheben. Man musste wissen, wie weit man die Zügel anziehen musste und wann es notwendig war, das hundertköpfige Orchester zusammenzuhalten.

Der Maestro räusperte sich, stellte das Glas auf dem Tischchen vor sich ab und langte nach den Noten für das vergangene Konzert des Abends, die schlampig hingeworfen auf der anderen Seite des Tischchens lagen.

Das dritte Glas Calvados, das er soeben auf die Champagnerunterlage gegossen hatte und das bereits ruhig in seinem Inneren hin und her schwappte, hatte eine Welle von Wohlbehagen sowie ein intensives Wärmegefühl ausgelöst. Er öffnete die Partitur der *Symphonie fantastique*. Die Ausgabe des Leipziger Breitkopf & Härtels Verlag. Jetzt war es Zeit für das Ritual des Maestros.

Nach jedem Konzert dasselbe Ritual: Die Partitur durchblättern. Aktive Beschuldigung, würden manche sagen. Er war nicht dieser Ansicht. Jetzt sollten seine eigenen Fehler und die des Orchesters kritisch überprüft werden.

Nun würde er der Musik Respekt zollen. Die Urteile würden verkündet werden. Morgen würde er seine Aufzeichnungen an Gyllén weiterreichen. Zur Kenntnisnahme.

*

Verdammt.

Er war eingeschlafen. Wieder einmal. Die Zunge fühlte sich wie geschwollen an, sie drückte und klebte am Gaumen. Ein Druck auch am Kopf und auf der Brust. Das war ein unverhältnismäßig starker Kater. Unverdientermaßen, fand der Maestro. *Verdammt Gyllén. Mich mit einem billigen Fusel so reinzulegen.*

Alles fühlte sich zäh und beengt an. Er blinzelte mit sandigen Augen in den Raum. Die Tür. Er war sich sicher, dass

er sie hinter sich geschlossen hatte, er wollte nicht durch eine Reinigungskraft oder durch einen ehrgeizigen Pianisten, der in der Nacht übte, gestört werden in seiner geheiligten einsamen Stunde. Aber jetzt war die Tür weit geöffnet. Schließlich hörte er das, was ihn vermutlich geweckt hatte. Ein Klang wie bei einem merkwürdigen Luciaumzug. Langsam voranschreitend und noch nicht sichtbar. Unwillkürlich entstand ein Bild vor seinem inneren Auge. Der Luciaumzug in Bromma, zu Weihnachten 1975, bevor seine Eltern ihn endgültig aus dem allgemeinen Schulsystem genommen hatten. Der Turnsaal. Gespannte Erwartung. Nervosität vor dem Solo im Staffanslied. Der Druck im Magen hatte ihn daran erinnert. Das wachsende Unbehagen.

Langsam begriff er, was ausgerechnet dieses Lied bedeuten sollte.

Er wollte es nicht hören.

Nicht jetzt.

Es war zu früh.

Viel zu früh.

Er wollte sich aus dem Fauteuil erheben, musste aber voll Schrecken feststellen, dass seine Füße an den Beinen des Möbels festgeklebt waren und die Arme an den Armstützen. Mit dem gleichen silbernen Klebeband, das bewirkte, dass seine Rufe nicht weiter als bis zur Schwelle der Dirigentenloge gehört wurden.

O antiqui sancti, quid admiramini in nobis?

Verbum del clarescit in forma hominis

Et idea fulgemus cum illo,

Edificantes membra sui pulchri corporis

Kerstin, Plogkatan, 2. Dezember

Vor der Sofia-Schule, die abends als lokales Kulturhaus für die bildungshungrige Mittelklasse aus Södermalm fungierte, stand eine ältere Dame mit einem größeren Modell einer Djembe-Trommel unter dem einen Arm, unter dem anderen hatte sie eine Krücke festgeklemmt. Die Trommel war durch einen braunen Stoffbeutel, der mit einer grünen Schnur befestigt war, einigermaßen vor den Schneeflocken geschützt.

Die Dezemberdunkelheit wurde durch schneebedeckte Straßenlaternen erhellt, deren Lichtkegel durch den dicht fallenden Schnee durchbrochen wurde. Sogar die Hartgesottensten schmolzen bei solch einem Winteranblick dahin, hörten Schellengeläute, rochen den Duft von Glögg und Lebkuchen und beschlossen mit Tränen in den Augen, Geld an das nächste Kinderdorf zu spenden. Schließlich war bald Weihnachten. Das Fest der Freude und des Friedens. Nicht einmal die vorbeifahrenden Autofahrer, die sonst stets über die Langsamkeit der öffentlich finanzierten Schneeräumung fluchten, konnten dem Übermaß an schwedischer Winterfreude widerstehen, in dem Stockholm gerade badete. Die ältere Dame im Schein der Straßenlampen vor der Sofia-Schule ergänzte in ihrer Einsamkeit das Bild auf bezaubernde Weise, sodass sie einigen der Passanten ein Lächeln auf die Lippen zauberte. Wo sonst als in dem freisinnigen Södermalm konnte man an einem so späten Dezemberabend eine rüstige Alte mit einer afrikanischen Trommel unterm Arm sehen?

Diese »rüstige Alte« hieß Kerstin Armfeldt und war alles andere als in guter Laune. Im Gegenteil, sie war sauer und starrte wütend zu einem der Eingänge des Vitabergsparks mit seinen rot bemalten Holzpfosten. Die Weihnachtskartenidylle mit

den angrenzenden pittoresken Holzhäusern schien sie noch mehr in Rage zu versetzen. *Verdammte Scheiße*, dachte Kerstin und schnaubte vor Wut. Ihr Zorn bezog sich nicht nur auf den ihrer Ansicht nach kitschigen Anblick, der ihr ziemlich dystopisches Weltbild störte, und weil idiotisch große Schneeflocken auf ihren unbedeckten Kopf und in den Kragen ihrer kornblauen Fjällräven-Jacke fielen. Nein, diese Begebenheiten trugen nur teilweise zu ihrem Zorn bei, der seit jenem grauenhaften Tag im August immer größer geworden war. Nämlich seit dem Tag, als Kerstin Armfeldt, *Kriminalkommissarin mit besonderem Dienstauftrag*, gezwungen worden war, in Pension zu gehen.

Bis zu ihrem siebenundsechzigsten Lebensjahr hatte sie die Stellung gehalten. Einige Monate vor ihrem Geburtstag hatte sich sowohl die Personalabteilung als auch der Bundespolizeipräsident an sie gewandt, um mit ihr die Frage ihres bevorstehenden Übergangs zur Schar der von der Arbeit Befreiten zu besprechen. Zuerst behutsam und respektvoll – ihr hitziges Temperament war allgemein bekannt –, dann immer nachdrücklicher und geradezu verbissen. Kerstins hartnäckige Weigerung, die Anfragen nicht einmal bei Sitzungen zu beantworten, hatte bei den vorsprechenden Parteien für erhebliche Unruhe gesorgt. Schließlich hatte der Bundespolizeipräsident sie auf Salbyvägen in Bandhagen aufgesucht, wo Kerstin seit dreißig Jahren eine Zweizimmerwohnung mietete.

Dass der Bundespolizeipräsident sie persönlich anlässlich einer für die Behörde mehr oder weniger routinemäßigen Angelegenheit besuchte, hatte einen triftigen Grund. Kerstin Armfeldts Position als Mordermittlerin und langjährige Chefin der staatlichen Mordkommission war in der modernen schwedischen Polizeigeschichte einzigartig. Nicht nur, weil sie ein

Segen für die magere Aufklärungsrate des Polizeikorps gewesen war. Ihre Persönlichkeit hatte zudem zu etwas geführt, was man am ehesten als Medienhype bezeichnen konnte. Ziemlich schlank, mit kurz geschnittenem Haar, hartem Blick, hohen Backenknochen und einer eigensinnigen Stupsnase entsprach sie dem Bild einer Autoritätsperson mit überbordender Energie. Sie sah aus wie eine gealterte, aber keineswegs besiegte Lilla My aus dem Kinderbuch *Mumintrollet*.

Es war diese Kombination aus Aussehen und staubtrockenen Einzeilern, die ihr in kürzester Zeit einen besonderen Platz im schwedischen Verbrechenjournalismus verschafft hatten. Zu ihrer Spezialität gehörten hartnäckige Journalisten, die sie mit grausamer Lust verbal einseifte. Je übellauniger Kerstin auf ihre Fragen antwortete, desto beliebter wurde sie. Diese Tatsache konnte der politisch weitaus versiertere Bundespolizeipräsident nie verstehen. Jetzt war es ihm jedoch mit überraschendem Mut gelungen, zu verhindern, dass Kerstin ihm die Tür vor der Nase zuschlug, indem er mit einer erstaunlich raschen Bewegung seinen Fuß in die Türöffnung geschoben hatte. Nachdem er seinen beleibten Körper durch den Türspalt hinein in den langen, schmalen Flur gequetscht hatte, hielt er eine schlecht vorbereitete, nervöse Ansprache über Kerstins Verdienste, während er sich mit kurzen, zuckenden Bewegungen über den Schnurrbart strich:

»... aber wir kommen alle an den Punkt in unserem Berufsleben, an dem es an der Zeit ist, loszulassen. Den Spaten aus der Hand zu legen. Sich um den Garten zu kümmern und all das. Verstehst du?«

Der Bundespolizeipräsident mit dem Beinamen Sheriff hatte vergeblich Augenkontakt mit Kerstin gesucht. Sie hatte ihren berüchtigt stahlharten Blick oberhalb seines mit dünnem Haar

bewachsenen Kopfes fixiert, ungefähr dort, wo die Glocke aus rostfreiem Stahl im Flur befestigt war. Genau wie bei den vielen Verhören, die sie während der vergangenen dreißig Jahre mit verdächtigten Dieben und Mördern geführt hatte, hatte ihre Erscheinung auch beim Bundespolizeipräsidenten den gewünschten Effekt. Kerstin beobachtete aus dem Augenwinkel, dass die Hand, in der er ein braunes Kuvert hielt, leicht zu zittern begann. »Okay, Kerstin. Würde mir ein ausreichendes Budget zur Verfügung stehen, würde ich dich als Seniorratgeber oder Ähnliches behalten können. Deine Kompetenz. Selbstverständlich. Unvergleichlich. Aber du weißt ja, wie es aussieht. Die Situation und so weiter.«

Kerstin wusste, wie es aussah. Aber sie weigerte sich, die Tatsache zu akzeptieren, dass sie trotz ihrer nach wie vor vorhandenen Professionalität und Kompetenz ihren Job nur aufgrund einer willkürlich aufgestellten Altersgrenze aufgeben sollte. Schließlich – aber nicht ohne davor in den Genuss eines verhörartigen Gesprächs zu kommen, das den Bundespolizeipräsidenten aufgrund seiner beruflichen Unfähigkeit fast an den Rand eines Tränenausbruchs brachte – hatte sie resigniert. Sie hatte die offiziellen Papiere entgegengenommen und das Formular, das ihren letzten Arbeitstag auswies, unterschrieben.

Erst nach der Abschiedsfeier, die mit Blumen und Ansprachen im Speisesaal des Polizeigebäudes stattfand, hatte die eigentliche Hölle begonnen. Kerstin fand, dass sie allem, was ihr Leben lebenswert gemacht hatte, beraubt worden war. Die Wohnung, die ihr während ihres gesamten Berufslebens – auch als ihre Tochter noch zu Hause wohnte – wie eine warme und sichere Oase erschienen war, erlebte sie bald wie eine Gefängniszelle. Eine enge und muffige Garderobe, die sie, soweit es möglich war, mied.

Karate wurde ihre Rettung. Sie hatte ihr ganzes Leben lang viel trainiert. Trotz ihres zunehmenden Alters hatte sie auch in den vergangenen Jahren keine Ausnahme gemacht. Kerstin war im wahrsten Sinne des Wortes äußerst gut trainiert. Dreimal die Woche zog sie ihr *Gi*, den Karateanzug, an, und fuhr mit dem Auto zum *Dojo* in Tumba, dem Trainingszentrum südlich von Stockholm. Botkyrka Shukokai Karate war ihr ab den 1980er-Jahren, als der Klub öffnete, zu einem zweiten Zuhause und einer zweiten Familie geworden – gleich nach ihrer Tochter. Nach dem Schicksalstag, als sie ihre Schlüsselkarte und ihre Dienstwaffe abgegeben hatte, war ihr das Training zu einer beinahe manischen Gewohnheit geworden.

Wenn sie nicht selbst trainierte, arbeitete sie als Trainerin, leitete Gruppen und verkaufte Würstchen in der Cafeteria an wartende Eltern. Gegen zehn Uhr, wenn die letzte Gruppe sich verbeugend hinein ins *Dojo* verzogen hatte, saugte sie den Boden und kontrollierte den Lagerbestand in der Cafeteria sowie das Angebot an Overalls, Kampfhandschuhen, Zahn- und Beinschutz, die im Wartezimmer zum Verkauf angeboten wurden. Der Gründer des Klubs, Sensei Micke, hatte diese Entwicklung bei Kerstin mit einer gewissen Skepsis mitverfolgt. Freilich war sie schon immer starrköpfig, konzentriert und zielstrebig gewesen – Eigenschaften, die Micke sehr schätzte und als bedeutende Bestandteile der Karate-Philosophie ansah. Aber diese Philosophie hatte es sich gleichermaßen zum Ziel gesetzt, ein Zentrum der physischen und psychischen Ruhe zu errichten, eine grundlegende Ausgeglichenheit zu finden. Dieses Zentrum sollte man durch die ständige Wiederholung und Optimierung von Elementen erreichen, mittels der *kata*, die dazu dienten, dass man detailliert choreografierte und stilisierte Varianten der Selbstverteidigungstechniken trainierte.

Sensei Micke war stets auf der Hut vor Zeichen von mangelnder Selbstkontrolle bei seinen Adepten und glaubte, etwas Neues und Beunruhigendes in Kerstins Augen entdeckt zu haben. Kerstins schwarzer Gürtel setzte auch bestimmte Erwartungen voraus – nicht nur auf technischem Niveau, sondern auch in Bezug auf Verantwortung und einer Form mentaler Präsenz. Vielleicht war da etwas in der Präzision, mit der sie die verschiedenen Bewegungen ausführte. Vielleicht war es nur die Geschwindigkeit, mit der sie sprach – eine kaum merkbare Härte, die sich in den Klang ihrer Stimme eingeschlichen hatte. Sensei Micke selbst hatte als Verantwortlicher für den Klub auf die harte Tour lernen müssen, ein äußerst feines Gespür für solche kleinsten Veränderungen zu entwickeln. Die Konsequenzen konnten sonst unerfreulich sein. Der minimalste Kontrollverlust bei den zeitweilig ziemlich brutalen Kampfübungen konnte zu ernsthaften Verletzungen führen. Ein junger Mann, der seine Frustration über den Jobverlust mit ins *Dojo* brachte, konnte lebensgefährlich werden.

An einem Samstag im Herbst bewahrheiteten sich Sensei Micks vage Befürchtungen. Während des Vormittagstrainings kämpfte Kerstin gegen einen Mann, der vor Kurzem den braunen Gürtel erworben hatte. Stolz über seinen neuen Rang stellte sich Johan, ein groß gewachsenes, bärtiges Mitglied einer friedlichen Motorradbande aus Norra Botkyrka, vor Kerstin in Position. Sie begrüßten sich mit einer Verbeugung und begannen einander zu umkreisen. Johan begann mit einigen wohlgemeinten, aber technisch schlecht ausgeführten Versuchen, einen Treffer bei Kerstin zu landen. Sie tänzelte frei und kontrolliert weg und brauchte die Schläge nicht einmal abzuwehren, die sie bereits durch die Art, wie Johan seinen rechten Fuß bewegt hatte, kommen gesehen hatte. Im Nachhinein konnte

Kerstin nicht nachvollziehen, was sie dazu bewegen hatte, plötzlich blitzschnell eine Serie von Schlägen auszuführen, die sie mit einem *mae geri* – einem hohen Fußtritt – beendete, der mit voller Wucht Johans Schulter traf, die kurz danach in einem unnatürlichen Winkel schlaff herunterhing.

So weit bewegte sich das alles innerhalb des Rahmens dessen, was jedem mit ein wenig Pech während des *kumite*, des Kampftrainings, passieren konnte. Aber es war doch bemerkenswert, dass ausgerechnet Kerstin, mit zwei Streifen auf ihrem schwarzen Gürtel, einen derartigen Mangel an Kontrolle zeigte. Erst danach geschah allerdings etwas, das Sensei Micke veranlasste, schnell quer über das *Dojo* zu laufen, in die Ecke, wo Kerstin und Johan standen. Nach ihrer Attacke war Kerstin geschmeidig und schnell auf ihre Position zurückgekehrt, ganz nach dem Prinzip »ran an den Gegner und gleich wieder zurück«. Aber in dieser Stellung zeigte sie keine Ruhe. Für jemanden wie Sensei Micke, der gelernt hatte, solche Situationen intuitiv zu erfassen, gab es keinen Zweifel, dass Kerstin sich für die nächste Attacke bereit machte. Sie war im Begriff, einen weiteren Fußtritt gegen Johan zu platzieren, der sich jetzt in der Hocke auf seinen gesunden Arm stützte. Johan war bereits aus dem Rennen.

Als Kerstin mit voller Kraft einen Fußtritt ausführte, der höchstwahrscheinlich auch die zweite Schulter Johans demoliert hätte, war Sensei Micke bereits zur Stelle. Der Einfallswinkel war zwar nicht optimal, doch mit einer eleganten Drehung seines Körpers warf er sich dazwischen, gerade als Kerstins Bein seine volle Streckung erlangte. Seine Blockade kam etwas zu schnell und zu heftig, was Sensei Micke später bereute. Man hörte ein lautes, knackendes Geräusch von Kerstins Knie, bevor sie wimmernd vor Schmerz auf die Matte des *Dojos* fiel.

Das bedeutete das Ende von Kerstins Karatetraining. Zumindest für einige Monate, die das Knie nach der Operation für die Heilung benötigte.

Sensei Micke hatte, als er Kerstin im Karolina-Krankenhaus besuchte, angeordnet, dass sie während des Heilungsprozesses zu Hause bleiben sollte. »Denke darüber nach, was du mit Karate erreichen willst, Kerstin. Wenn du zurückkommen willst, musst du an deiner Glaubwürdigkeit als Vorbild arbeiten. Gibt es jemanden, mit dem du darüber sprechen kannst?«

Kerstin hatte gelogen und die Frage bejaht – vor allem, weil sie ihr Schuldgefühl selbst in den Griff bekommen wollte, ohne Einmischung von wohlgemeintem, aber nicht willkommenem Mitgefühl. Abgesehen von ihrer Tochter, deren Leben zur Gänze mit Kindern und Familie ausgefüllt war, hatte Kerstin nur wenige Menschen, mit denen sie »sprach«. Und nicht einmal mit der Tochter sprach sie besonders oft – sondern fand ihre ständige Fürsorge ihrem Mann und den Kindern gegenüber etwas übertrieben und sogar anstrengend.

Kerstin hatte eigentlich nie einen Vorteil darin gesehen, ihre innersten Gedanken mit anderen Menschen zu teilen. Ihrer Meinung nach barg jedes geschenkte Vertrauen eine mögliche Enttäuschung in sich. Der Vater ihrer Tochter, dem sie sich Anfang der 1980er-Jahre während einer kurzen Zeit *fast* nahe gefühlt hatte, war dafür ein Paradebeispiel.

Die Enttäuschung wartet immer hinter der nächsten Ecke.

Aber das nun fehlende Karate, durch das sie immer ein gewisses Gefühl der Zugehörigkeit verspürt hatte, hinterließ einen gigantischen Leerraum, der das Loch, das die Pensionierung in ihr verursacht hatte, noch vergrößerte. Sie fühlte sich doppelt im Stich gelassen: alt und nicht mehr gebraucht.

Der Winter und die Dunkelheit taten das Ihre, die Wohnung,

die alle fünf Minuten durch die vorbeibrausende U-Bahn erschüttert wurde, schien immer kleiner zu werden, während ihre innere Leere größer und größer wurde. Auch die Meditation, die sie während ihres Erwachsenenlebens eingesetzt hatte, um in Balance zu bleiben, funktionierte nicht mehr, sondern machte sie noch rastloser und unglücklicher. Dennoch zwang sie sich jeden Tag dazu, sich mit der Krücke die Treppe hinunter in das freudlos farblose Zentrum von Bandhagen zu quälen, um dort die Zeitung und Lebensmittel, die in eine Tüte passen, einzukaufen.

Eines Abends, als sie die Einsamkeit beinahe erdrückte und ihre Frustration ein Niveau erreichte, das keine Meditations-technik heilen konnte, rief Barbro an. Die pensionierte Polizei-psychologin Barbro Larsson war lange Zeit ein Quälgeist für Kerstin gewesen. Sie hatten ungefähr gleichzeitig ihren Dienst angetreten. Trotz ihrer unterschiedlichen Berufe hatten sie jedoch ziemlich viel miteinander zu tun gehabt. Kerstin hatte nie verstanden, warum es notwendig sein sollte, Psychologen in polizeiliche Untersuchungen einzubeziehen. Insbesondere die Geschichte um den selbst ernannten Massenmörder Thomas Quick hatte gezeigt, wie unsinnig es war, diesen Quacksalbern zuzuhören, die behaupteten, die menschliche Psyche zu kennen.

»Menschen, die ferngesteuert sind von einer Bande syphilitischer, toter Psychogurus aus Österreich darf man nicht in professionelle Untersuchungen hineinpfeuschen lassen«, lautete Kerstins strenges Urteil. Und Barbro verkörperte alle Vorurteile, die Kerstin über Psychologen hatte.

Hennagefärbtes Haar. Weite, bunte Röcke von Gudrun Sjödén. Eine Art, den Kopf schief zu halten und dabei mit gekünstelt weicher Stimme im Dalarnadialekt »Ich verstehe« oder »Was fühltest du dabei?« zu sagen. Der starke Duft von

Räucherstäbchen, der noch minutenlang in der Luft hing, nachdem sie einen Raum verlassen hatte. Barbro entsprach für Kerstin durch und durch der Definition von *wahnsinnig anstrengend*. Bis zu einem bestimmten Tag. Während einer besonders aufreibenden Ermittlung über einen Mord an zwei kleinen Kindern und deren Mutter hatten sich Barbros Kenntnisse als entscheidend für die Aufklärung des Falles erwiesen. Sie hatte außerdem auf überzeugende und feinfühlig Art deutlich gemacht, dass Kerstin blindlings eine Spur verfolgt hatte, die die Ermittlungen in eine völlig falsche Richtung geführt hatten. Die ganze Geschichte hätte für Kerstin ein peinliches Ende nehmen können, wenn sie nicht auf Barbro gehört hätte. Zudem hatte Barbro mit keinem Wort der Gruppe gegenüber erwähnt, was geschehen war.

Ab diesem Tag hatte Kerstin Barbro bewusst zur *richtigen Polizistin* aufgewertet. Zu jemandem, dem man zumindest teilweise vertrauen konnte, trotz ihrer weiterhin vorhandenen irritierenden Gepflogenheiten.

Es hatte sie wahnsinnig gefreut, dass Barbro anrief. Sie war noch immer die Alte – quasselte über Kräuter und Pflanzentinkturen, von denen sie behauptete, dass sie gut für Kerstins Knie wären. Kerstin in ihrem derzeitigen Zustand fand das Geschwätz von Barbro keineswegs irritierend – sie fand es im Gegenteil angenehm und vertraut.

Einige Telefongespräche später war Kerstin im Besitz einer mittelgroßen Djembe-Trommel, die sie im Musikgeschäft in der Folkungegatan gekauft hatte. Außerdem hatte sie sich gehorsam, wenn auch nicht besonders enthusiastisch, zur ersten Einheit des Kurses, den Barbro empfohlen hatte, eingefunden.

Das war der Grund, warum Kerstin nun mit einer westafrikanischen Trommel unterm Arm bei starkem Schneefall vor

dem Vitabergspark stand. Das Ganze war natürlich ein Fiasko gewesen. Ein fürchterliches Fiasko. Sie brauchte zwar nicht am Boden zu sitzen. Das hätte weder Kerstins Knie noch ihr Selbstverständnis zugelassen. Nicht ohne Karateanzug. Aber die Leute. *Du lieber Himmel*. In dem Saal hatten sich fünfzehn Frauen versammelt – alle ungefähr im gleichen Alter. Einige waren jünger.

Aber alle haben mit Sicherheit ein Hormonpflaster.

Kerstin fühlte sich plötzlich unbehaglich. Barbro hingegen passte perfekt in dieses Milieu und lächelte mit den anderen Tanten um die Wette, die mit lüsternen Blicken den nur knapp über zwanzig Jahre alten Kursleiter verschlangen, der bei jedem Trommelschlag seine Dreadlocks fliegen ließ. Pablo, wie der Kursleiter hieß, hatte seiner andächtigen Versammlung die drei Grundschnitte gezeigt. Sie sollten dem Rhythmus folgen. Schon nach kurzer Zeit dampfte der Raum vor Musikverständnis und umfassender schwesterlicher Liebe, sodass das Ding, das Kerstin ihr *Verrücktometer* nannte, voll anschlug. Inmitten des anstrengendsten Teils der Stunde, als die Damen eine nach der anderen zu einem Rhythmus improvisieren sollten, den Pablo genüsslich mit dem Feeling vorgab, das nur ein Kerl mit Dreadlocks vermitteln kann, richtete sich Kerstin mühevoll auf. Es wurde still im Saal. Barbro warf ihr einen strengen, vorwurfsvollen Blick zu. Kerstin hob ihre Krücke auf und klemmte die Djembe-Trommel unter den Arm.

»Vielen Dank. Ich muss gehen. Ich gehe heim und surfe durch Pornofilme.«

Die Erinnerung an die lächerlich bestürzten Gesichter der Gruppenmitglieder war das Einzige, das Kerstins grässliche Laune milderte. Wie hatte sie nur annehmen können, dass eine Beschäftigung wie diese die Leere in ihr ausfüllen könnte? Sie

hatte ein Taxi gerufen. Kleine Tropfen eiskalten Schmelzwassers fielen ihr vom Haar in den Nacken. *Scheiß Taxi*. Wenn es nicht bald kam, würde Barbro rauskommen und Kerstin müsste ihr erklären, was passiert war. Sie sah schon, wie Barbro den Kopf zur Seite neigte und in ihrem falsch singenden Dalarnadialekt sagen würde: »Wie hast *du* diese Situation erlebt, Kerstin?« Das »d« im Wort »du« würde sie mit der Zunge weit hinter den Zähnen bilden, sodass dieser besonders klebrige Lokaldialekt entstand. Kerstin schauderte bei dem Gedanken. Ein Mann, der einen außergewöhnlich kleinen weißen Hund auf dem Arm trug, stapfte vorbei und grüßte freundlich. Als Antwort bekam er nur ein Schnauben von der Dame mit der Trommel. Kerstin glotzte den Hund an und identifizierte ihn als abstoßendes Ergebnis genetischer Experimente.

Verbietet diesen Scheiß. Ihr Erben von Mengele alle miteinander.

Das Telefon in der Fjällräven-Jacke vibrierte.

»Armfeldt.«

»Ist dort Kerstin?«

»Ja?«

Sie hörte ein Räuspern im Hörer. Die Stimme am anderen Ende der Leitung hatte einen professionellen Klang. *Polizei?* Wie es ihrer Gewohnheit entsprach, entschloss sich Kerstin, dem Anrufer nicht mit irgendwelchen Höflichkeitsfloskeln entgegenzukommen. Stattdessen wartete sie, dass der Anrufer sein Anliegen verdeutlichte.

»Ja, ich sollte mich vielleicht vorstellen. Wir haben uns schon einmal getroffen.«

»Und wo bleibt die Vorstellung?«

»Ja, natürlich. Entschuldigung.« Ein kurzes Kichern war zu hören. Das Verrücktometer zeigte kleine, pulsierende Bewegungen an.

»Ich heiße Anna Flanke. Ich arbeite als politische Sachverständige beim Jumi. Verzeihung, Justizministerium.«

»Aha«, erwiderte Kerstin. »*Jumi*« also. Kerstin dachte nicht daran, ihr auch nur im Geringsten entgegenzukommen. Mit einer gewissen sadistischen Befriedigung ließ sie ihrem rger über die Trommeltanten und den Pädagogen Pablo freien Lauf. Ein Taxi fuhr vor und hielt auf der gegenüberliegenden Seite der Straße. Kerstin, die nun in der einen Hand das Telefon hielt, in der anderen die Djembe-Trommel, musste die Krücke gegen ihren Körper stemmen. Mit der Hand, in der sie das Telefon hielt, winkte sie dem Chauffeur. Er winkte lächelnd zurück, machte aber keine Anstalten zu wenden und zu Kerstin zu fahren. *Das war doch zum aus der Haut fahren.* Aus dem Telefon, das nun einen Teil der signalmastartigen Arbeit des Armes erfüllte, waren fragende Laute zu hören.

Widerwillig hob Kerstin das Gerät ans Ohr.

»Was hast du gesagt?«

»Ich habe gerade gesagt, dass ich dich bei einem Seminar vor zwei Jahren gehört habe. Rosenbad. Festsaal. Es ging um die Arbeit des Morddezernats und was der Mord an Anna Lind für die Methode bei Verbrechen, die die Sicherheit des Landes bedrohen, bedeutete. Anna Flanke atmete tief und deutlich hörbar ein. »Wir begruten einander und ich stellte einige Fragen.«

»Aha«.

Himmel, was macht denn der Idiot? Das Taxi hatte zunächst mühselig im Tiefschnee gewendet, rollte jetzt aber zu Kerstins Bestürzung langsam an ihr vorbei, ohne zu bremsen. Im Schnecken-tempo fuhr es die Plogkatan entlang und bog dann lässig nach rechts in die Bondegatan ein.

»Was zum Teufel!«

»Wie bitte?«

»Ich meinte das Taxi. Das ich gerade wegen dir verpasst habe. Sprich ruhig weiter. Jetzt habe ich genug Zeit.« Kerstin war mit dem sarkastischen Ton, den sie angeschlagen hatte, zufrieden.

»Okay. Verzeihung. Ich wollte wirklich nicht ... Ich meine, was für ein Pech.« Die Stimme klang plötzlich jämmerlich, was Kerstin jedoch nicht im Geringsten berührte.

»Ja.«

»Ja, genau, mein Anliegen. Du erinnerst dich vielleicht, dass während des Ostseefestivals im Herbst ein Mord geschah? Antoine Malå? Der Dirigent – brutal ermordet?

»Ja, ich erinnere mich, natürlich. Das war am Tag, nachdem ich in *Pension* gegangen bin.« Kerstin ließ das Wort wie einen Vorwurf klingen, der an die ganze Welt gerichtet war, aber an das Justizministerium insbesondere.

»Ja, doch, das kann stimmen, ich weiß ja nicht ...«

»Außerdem. Ermordet? Der Körper wurde doch nicht gefunden?«, sagte Kerstin.

»Nein, aber man fand ja ...«

Anna Flanke zögerte und Kerstin konnte mit sadistischer Präzision die in der Luft hängende Information einfügen.

Maestro, Berwaldhalle, September, 01.15 Uhr

Der Maestro war bei den ersten Nadelstichen zusammengesackt. Er konnte sein ersticktes Wimmern im Kopf hören, aber auch die Laute, die seine Ohren von außen erreichten – dasselbe Wimmern, abgeschwächt durch die silbernen Klebebänder. Das Lied erklang noch immer im Zimmer, unterbrochen nur durch das Rascheln der Plastikmatte, die auf dem Boden der Dirigentenloge ausgebreitet wurde. Es hatte sich zuerst

angefühlt, als würde jemand an den Füßen ziehen und zerren. Aber es tat nicht weh. Der Laut hatte einen ganz eigenartigen Klang, stellte er fest; eine Art feucht reibender Ton. Erst als das Zerren die Knie erreichte, begriff er, was mit ihm geschah. Bevor ihn Panik erfasste und die letzten Reste seines rationalen Denkens durch eine allumfassende Todesangst ausgelöscht wurden, fiel ihm erstaunt »Betäubung?« ein.

Danach wurde alles abwechselnd rot und schwarz vor seinen Augen. Der Kopf war der einzige noch nicht betäubte Teil seines Körpers. Er rollte nun anscheinend unkontrolliert hin und her, wurde in panikartigen Krämpfen nach vorne und hinten geworfen.

»Hört auf zu singen ... rein ... hässlich ... ekelig ... Verräter ... Ekel ... alle hier ... hört auf, hört auf ... warum tut es nicht weh ... verdammt noch mal hört auf ... hübsch ... Quartsextakkord ... gut ... nicht jetzt ...«

Der Maestro schrie jetzt, aber nur in seinem Inneren – kein Laut außer dem Lied und dem Geräusch von Haut, die vom Fleisch gezogen wurde, war im Raum außerhalb seines Körpers zu hören. Die inneren Schreie nahmen an Stärke zu, bis ihn ein weißes Rauschen umfing; Sinneseindrücke und Erinnerungen vermischten sich zu einem unerträglichen, sich verflüchtigen Brei. Sein gesamtes Inneres bestand aus Ausrufen, Wünschen, Hilferufen und gleißenden Bildern von Treffen, die stattfinden sollten, aber wahrscheinlich nie Wirklichkeit werden würden.

Nos sumus radices
Et vos rami,
Fructus viventis oculi,
et nos umbra in illo fuimos.